Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 49. Posen, den 9. Dezember. 1883.

Besiegt.

Eine Weihnachtsgeschichte von M. A. Enders.

Reinhard Hellborn hieß der junge Student der Rechte, welcher am Nachmittage vor dem heiligen Christabend am Fenster seiner Mansardenstube stand und sinnend über die schneebedeckten Dächer und nach dem klaren Winterhimmel blickte, an welchem die mattweiße Scheibe des Mondes jetzt wie ein lichtes Wölkchen schwebte.

Es war still in dem vielstöckigen schmalen Hause; denn seine Bewohner — alle der akademischen Jugend angehörend — waren nach der Heimath, zu Eltern, Geschwistern oder lieben Anverwandten gereist, in deren Mitte das schöne Fest zu feiern.

„In der Heimath!" flüsterte der schlanke junge Mann und lehnte die Stirn gegen das Fensterkreuz, „wo ist die meinige?" — — —

Doch nur wenige Augenblicke verharrte er in dieser Stellung, dann warf er mit einer energischen Bewegung des Hauptes das braune Haargelock zurück, griff nach einem offen liegenden Briefe auf dem Fensterbrett und ließ sich in einen alten, etwas ächzenden Korbstuhl nieder.

„Ich bin undankbar!" sagte er dann in leisem Selbstgespräch. „Er hat ja eine kalte, oft rauhe und ungelenke Art; aber er meint es gut und hat für mich gesorgt, daß ich lange werde sparen müssen, ehe ich ihm nur annähernd meine Schuld abtragen kann!"

Der junge Mann las:

„Lieber Neffe! Es ist vernünftig von Dir, daß Du zu Weihnachten nicht unnütz Geld verreisen und herkommen willst; Du weißt ja auch, daß es bei mir kein Weihnachtsfest giebt. Feste sind bei mir Ausruhetage von schwerer Berufsarbeit, an denen Schlafrock und Pfeife die Hauptrolle spielen, meine alte Mine einige Bohnen Kaffee mehr verbraucht und meine Vögel und Ami ein größeres Stückchen Zucker bekommen als gewöhnlich. Mir geht es gut, was ich von Dir auch hoffe, hauptsächlich aber, daß Du weiter fleißig studirst und demnächst das Examen gut bestehst, damit Du ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft wirst. Denn Du weißt doch, daß Du ganz allein in der Welt stehst, und wenn Dein Stipendium abgelaufen ist, Du Dir gänzlich aus eignen Kräften helfen mußt, da auch meine Pensionirung nicht fern ist. Daß Du im Hause des Kommerzienrathes Warren Unterrichtsstunden ertheilst, ist mir lieb zu hören; vergiß nur nicht bei Ablauf Deines Stipendiums Dich noch einmal bei Herrn Warren zu bedanken; denn Du erhieltst dasselbe nur durch seine Bemühung. Es grüßt Dich Dein wohlmeinender Oheim

N. Hellborn."

Ein eigenthümliches, fast schmerzliches Lächeln glitt über das ernste Antlitz des jungen Mannes.

Ja, das war ganz der steife, derbe, im Staub der Aktenstube vertrocknete Onkel Registrator, in dessen Klause zu Thalfurt der lebensfrische Reinhard seine Schülerjahre verlebt hatte. Da stand er vor seinem Geiste, der lang aufgeschossene, hagere Mann mit dem schwarzen, etwas glänzend getragenen Anzuge und der breiten Halsbinde — über deren Verschluß im Nacken die steifgestärkten Bänder des Vorhemdchens beständig hervorsahen — da stand er vor ihm, mit den blinzelnden Augen, dem spärlichen Haupthaar und dem schmalen Gesicht, das so langweilig aussah, wie die zahlenbedeckten Schreibbogen des Onkels, welche demselben auch Abends meistens die angenehmste Unterhaltung boten. Da saß er denn im buntkarrirten Schlafrock auf dem gradbeinigen hartgepolsterten Ledersopha und ließ beim Schein der grünen Schirmlampe den langen dürren Zeigefinger langsam über die Zahlenreihen gleiten. Zuweilen las er auch in einem homöopathischen Rathgeber oder stellte die Hausapotheke vor sich auf den Tisch, prüfte jedes einzelne Gläschen beim Lampenlicht und überlegte, ob die zwölffache Verdünnung doch nicht noch zu stark für seine Körperkonstitution sei. Nur selten sah er von den ihn gänzlich in Anspruch nehmenden Beschäftigungen auf, und wenn sein Blick auf den ihm gegenübersitzenden blühenden Knaben fiel, klang es kurz abgebrochen über die schmalen Lippen:

„Schularbeiten fertig, Junge?"

„Ja, Onkel."

„Was für ein Buch?"

„Cooper's Lederstrumpf."

„Was sollen Dir die Wilden nützen, Junge? Nimm den Cornelius Nepos und lerne. Lernen ist die Hauptsache. Besonders für Einen wie Du, der so recht Keinen auf der Welt hat, der sich mit ihm beschäftigt und das Schurren mit den Stiefeln unter dem Tisch geduldig anhört."

Und der Junge nahm den Cornelius Nepos, drückte die Füße mit den „schurrenden Stiefeln" eng aneinander und versuchte zu übersetzen; aber er hörte immer noch die Worte des Onkels in den Ohren und sann stille nach, wie dieselben doch so hart und lieblos geklungen und daß der Onkel ihn unmöglich lieb haben könne. Aber das waren jedenfalls unüberlegte, kindische Gedanken; Reinhard wußte ja, daß seine Eltern mittellos gestorben und er Alles vom Onkel erhielt. Wie hätte er sich so für den verwaisten Knaben aufopfern können, wenn er es wirklich so meinte, wie es nach seiner rauhen, trockenen Art schien. So reflektirte der Knabe weiter, während die Stille in der Stube nur durch das Klappern der Stricknadeln der alten Mine, die im Halbdunkel in der Ofenecke saß, unterbrochen wurde. Und wenn das monotone Geräusch öfter verstummte und einem zimlich lauten Schnarchen wich, dann genügte ein vernehmliches Räuspern des Onkels, das gurgelnde Getön zu verscheuchen und das leise Geklirr der Nadeln für kurze Zeit wieder in Gang zu bringen. So waren die Winterabende Reinhard's nach den Stunden der Schule und häuslichen Arbeiten, und die Sommerabende gestalteten sich auch nicht anders, nur daß die Drei dann draußen in dem engen Hausgärtchen saßen, welches eingeklemmt zwischen hohen Scheunen und Hinterhäusern der Nachbarschaft lag. Von Zeit zu Zeit kam für Reinhard eine Abwechslung dadurch, daß sich ein kleines Fenster an einer der Hinterwohnungen öffnete und ein Schulkamerad herauslugte, mit welchem er eine Unterhaltung pflegen konnte. Aber das mußte ganz leise geschehen, damit der Onkel beim Lesen der wichtigen Stadtneuigkeiten von Thalfurt nicht gestört wurde. Besuche bei seinen Freunden machte Reinhard nicht, denn diese durften ihn nicht wieder aufsuchen; der Onkel liebte es nicht, fremden Gesichtern in seiner Häuslichkeit zu begegnen. So führte der Knabe neben seinem eifrigen Lernen ein stilles Traumleben, und diese Träume zeigten ihm oft ein Haus, ein altes, schon etwas baufälliges, das aber nichts desto weniger

ein vornehmes Aussehen hatte. Es stand mit dem Giebel nach der Straße und trug viele Schnörkel und wunderliche Figuren an den verschiedenen Stockwerken und über den Fenstern, und ganz oben zu beiden Seiten des Giebels waren zwei große Drachenköpfe, aus deren geöffneten Schlunden ein dicker Wasserstrahl hervorschoß, wenn es regnete. Große schattige Bäume waren auch in der Nähe; und einer derselben stand so nahe, daß seine Zweige beim Winde die Fenster eines Zimmers berührten, in welchem ein freundlicher, alter Herr saß, der einem kleinen braunlockigen Knaben zärtlich die Wange streichelte. Das Kind nannte den alten Herrn Großpapa und dieser hob ihn oft zu sich empor, herzte und küßte den Knaben und ließ ihn auf seinem Knie reiten. Auch ein jüngerer Mann trat zuweilen in das Zimmer; aber er sah den Kleinen niemals freundlich an; auch blieb er nie lange bei dem alten Herrn. —

Einmal, als diese Träumereien Reinhard lange beschäftigt hatten, blickte er plötzlich zu seinem Onkel auf und fragte:

„Onkel, was war mein Vater?"

„Ein Taugenichts!" war die Antwort, welche mit kaltem Tone ertheilt wurde.

Sie that Reinhard wehe und verscheuchte für lange Zeit das Bild des alten Hauses mit den prächtigen Zimmern und dem kleinen Knaben darin, von Reichthum und zärtlicher Sorgfalt umgeben, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er dem Manne ihm gegenüber sehr dankbar sein müsse, weil er den Sohn eines . . . — er vermochte nicht, sich den Ausdruck zu wiederholen — bei sich aufgenommen und so große Opfer für seine Erhaltung, Erziehung und Ausbildung brachte. Aber wie kam es nur, daß diese Wohlthaten des Onkels nicht das warme Gefühl in ihm hervorriefen, wie damals, als ein kleines Mädchen, welches mit ihren Eltern auf der Durchreise nach einem nahegelegenen Badeorte begriffen war und im Sonnenschein auf den Stufen vor dem Posthause spielte, dem vorübergehenden Reinhard einen kleinen Strauß mit den Worten reichte:

„Warum siehst Du traurig aus, wenn die Sonne so hell scheint? Hier, nimm alle meine Blumen. Siehst Du, nun lachst Du schon!"

O, er hätte das kleine Mädchen in überquellender Freude in die Arme schließen mögen, so dankbar war er demselben für die lieben Worte.

„Wie heißt Du?" fragte er die Kleine.

„Elisabeth Warren," antwortete sie.

Ein Herr, welcher in der Thür des Posthauses erschien, rief das kleine Mädchen zu sich — und wenige Augenblicke später rollte aus der Thoreinfahrt der gelbe Postwagen, an dessen Fenster ein blondes Lockenköpfchen sichtbar war. Mit welchem Gefühl inniger Dankbarkeit blickte Reinhard dem kleinen Mädchen nach — und es hatte ihm doch nur einige Blumen geschenkt! Was waren diese gegen die Wohlthaten seines Onkels? Ein Atom, ein Nichts — und doch stimmte ihn die kleine Gabe so froh, daß er nun auch den hellen Sonnenschein sah. Reinhard hatte noch oft des kleinen Mädchens gedacht, und auch jetzt, als ihm die Antwort des Onkels so wehe that, dachte er an dasselbe und wie schön es sein müsse, wenn man noch Eltern habe und noch dazu solche, denen Niemand ein böses Wort nachsagen könne.

Einige Jahre später, als der Eindruck dieses Wortes bei Reinhard wieder verwischt war, da faßte sich der junge Secundaner noch einmal das Herz, den Onkel nach seinen Eltern zu fragen. Der Registrator runzelte zwar die Stirn und schüttelte den Kopf, aber nachdem er einige starke Züge aus seiner Pfeife gethan und sich in die Dampfwolken gehüllt, sagte er:

„Nun, alt genug bist Du wohl dazu und dümmer wirst Du auch nicht, wenn Du siehst, wie ein Mensch, selbst im Besitze eines großen Talentes, ohne ernstes Streben es zu nichts bringen kann. Dein Vater war mein zwei Jahre älterer Bruder. Er war in dem Maße lebhaft, schön und gewandt, als ich unschön, schüchtern und linkisch. Er besaß ein nicht unbedeutendes musikalisches Talent. Dieses mußte natürlich ausgebildet werden, meinte mein Vater. So kam es denn, daß Joachim auf ein Konservatorium geschickt und viel Geld zu seiner Ausbildung verwendet wurde, so daß — da unsere Eltern nur in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten — für mich nichts mehr angewendet werden konnte und ich um einen Schreiberposten auf dem Rathhause einkommen mußte. Vater, Mutter und ich hungerten in der erhebenden Aussicht auf Joachim's berühmte Künstlerlaufbahn und wie er uns dereinst für unser Darben glänzend entschädigen werde. Aber es kam anders. Zu vieles Lob, zu frühe Huldigungen machten meinen Bruder eitel und erlahmten sein Streben nach der wahren Höhe der Kunst. Dazu kam noch ein Hang für die Genüsse des großen Lebens, welchen er auch, als gerngesehener Gast vieler vornehmer Häuser, befriedigen konnte, der ihn aber immer mehr sein Ziel vergessen ließ. Er war und blieb nichts weiter, als ein routinirter Klavierspieler. Als seine begeisterten Lobredner sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen und ihr Beifall immer kühler wurde, da beschloß er, in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Zuvor aber versicherte er sich der Liebe eines schönen, anmuthigen Mädchens, dessen einziger Fehler eben diese Liebe zu meinem Bruder war. Sie war die Pflegetochter eines hochangesehenen Kaufherrn — Name und Wohnort desselben thun nichts zur Sache —, welcher mit zärtlicher Liebe an dem einst aufgenommenen armen Waisenmädchen hing. Der einzige Sohn des Kaufherrn liebte auch seine schöne Pflegeschwester, und zwar in einer Weise, daß er sich die glückseligsten Zukunftsbilder entwarf, bis — ja bis Joachim Hellborn im Hause Zutritt fand und Clara's Herz gewann. Es soll heftige Szenen dann gegeben haben, welche damit endeten, daß mein Bruder die Einwilligung des Kaufherrn erhielt; ob im Guten oder Bösen — wir wußten es nicht. Wie er sich in jener Zeit zu seinem Elternhause stellte, das gehört nicht vor die Ohren eines jungen Menschen, dem Dankbarkeit gegen Andere noch lange als Hauptpflicht seines Lebens erscheinen muß. Joachim ging mit seiner jungen Gattin, welche eine reiche Mitgift von ihrem Pflegevater erhalten, nach dem Lande seiner Illusionen. Aber eben die reiche Mitgift seiner Frau wurde sein Verderben. Er führte das Leben eines Verschwenders und vernachlässigte die Kunst ganz und gar, und als er sich nach einigen tollen Jahren wieder zu ihr flüchten wollte, als einen letzten Rettungsanker in pekuniärer Noth, da warf ihn ein heftiges Fieber auf das Sterbelager. Seine Gattin ist dann nach Europa wieder zurückgekehrt und von ihrem alten Pflegevater mit ihrem dreijährigen Knaben aufgenommen worden. Sie kam aber mit gebrochenem Herzen und nur — um in der alten, lieben Heimath zu sterben. Der kleine Knabe blieb noch zwei Jahre im Hause des alten Herrn, bis dieser starb, dann kam er zu seinem Onkel, der es glücklich bis zum Registrator gebracht hatte. So, nun weißt Du es," schloß der Letztere, „und nun sprich nie wieder davon."

„Und der Pflegebruder meiner Mutter?" wagte Reinhard schüchtern noch zu fragen.

„Ist für Dich ohne Bedeutung," entgegnete sein Onkel. „Er war eben anders geartet, als sein Vater."

Der junge Mann hatte nach dem Lesen des Briefes diesen Jugenderinnerungen nachgehangen; jetzt stand er auf und trat an den Tisch, auf welchem blanke Thaler aufgezählt waren; auch Goldstücke waren dabei. Er hatte das Geld am Morgen vom Kommerzienrath Warren erhalten; ein Theil der Summe war das Honorar für die Unterrichtsstunden im Latein und Musik, welche Reinhard den beiden Knaben desselben ertheilt, der andere war „eine kleine Weihnachtsgratifikation", wie der Herr Kommerzienrath gesagt hatte. Reinhard zählte das Honorar für die Stunden ab und verschloß es — es sollten Miethe und Bücher davon bezahlt werden —, dann trat er wieder an den Tisch und blickte sinnend auf das Uebrige.

„Es ist mir nichts so lieb, wie Dieses," flüsterte er und hob den Deckel von einem kleinen Pappkästchen, in welchem ein gepreßtes, vertrocknetes Sträußchen lag.

„Die erste Gabe, welche mir nicht das Pflichtgefühl reichte!" sagte er leise. „Ob sie wohl weiß, daß ich es bin, dem sie einst diese Blumen gab?" — „Ich war auch einmal in Ihrer Vaterstadt Thalfurt, aber nur auf der Durchreise — als ich noch ein kleines Mädchen war," hatte sie einst zu ihm gesagt. Ob sie sich wohl des Jungen mit den traurigen Augen und ihrer lieben kleinen Gabe erinnerte und des hellen Sonnenscheines, dessen Abglanz aus ihrem lieblichen Angesicht strahlte? Ob wohl einmal eine Zeit kommen würde, wo er ihr das vertrocknete Sträußchen zeigen und sagen durfte:

„Sieh', Elisabeth, dies war die erste Gabe Deiner geliebten Hand!" — Was für Gedanken — was für verwegene Gedanken! —

Der junge Mann hörte jetzt das Knarren der alten Haustreppe und wie ein leiser Schritt dieselbe heraufkam. Er verschloß schnell das Kästchen, schob das Geld in eine Börse, die er zu sich steckte, und stand einen Augenblick später seiner alten Wirthin gegenüber, welche mit einem Blumenkranz in der Hand hereintrat.

„Hier ist der Kranz, Herr Hellborn," sagte sie freundlich; „wollen Sie denn jetzt noch bei einbrechender Dunkelheit nach dem Kirchhofe gehen?"

„Es ist Mondschein heute," entgegnete Reinhard, „und ich gehe ja ohnehin zur Christmette nach der Johanniskirche, in deren Nähe das Grab liegt. — Ich sehe so gern die strahlenden Kinderaugen, wenn der Chor der Kleinen sein: „O, du fröhliche, o, du selige 2c." singt, darum möchte ich keine Weihnachtsmette versäumen."

„Ihre Frau Mutter liegt auf dem Johanniskirchhofe begraben?" fragte die alte Frau. „Dann muß es schon lange her sein, daß Sie dieselbe verloren haben, denn dort wird schon seit mehr denn zehn Jahren nicht mehr beerdigt."

Reinhard nickte und die alte Frau fuhr fort:

„Was für ein selten braver junger Mann Sie sind, Herr Hellborn; manch Anderer hätte nach so langer Zeit längst seine Mutter vergessen."

„Das Verdienst ist nicht so groß, wie Sie denken, liebe Frau Krug," antwortete dieser bescheiden, während er sich zum Fortgehen rüstete. „Wem auf der Welt nicht allzu viel Liebe widerfährt, dessen Erinnerung klammert sich doppelt zäh an die Herzen, welche ihn einst liebten. — Und nun seien Sie so gut und legen noch einige Kohlen in meinen Ofen, ehe Sie zur Bescheerung zu den Enkelkindern gehen."

„Sie wollen heute Abend hier ganz allein sein?" fragte die alte Frau erstaunt und mit bedauernder Miene.

„Nun, Ihrer Meinung über mich nach zu urtheilen, werde ich mich dann doch in nicht ganz schlechter Gesellschaft befinden," entgegnete Reinhard heiter lächelnd, indem er den Kranz am Arm unter seinem Mantelkragen verbarg und der Wirthin freundlich „ein frohes Fest" wünschend seine Mansarde verließ. Dann schritt er über die menschenbelebten Straßen, wo der frisch gefallene Schnee im Mondlicht glitzerte, welches mit der Lichtfülle, die aus den prächtigen Schauläden auf die Straße fiel, um die Oberhand stritt. Und der Mondschein siegte; Laden um Laden wurde geschlossen; der heilige Abend war da und der Ton der Kirchenglocken zog, Freude und Frieden verkündend, durch die klare Winterluft. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Unglückstag.

Allerlei Szenen aus einer Häuslichkeit.

Von Ernst Leuthold.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ihr Zorn, der bisher nur im Großen und Allgemeinen ein Zorn gewesen war, wurde nun einer im Speziellen. Zuerst bekam der Mann einen Theil. Wie er noch Witze machen könne und es auf die leichte Achsel nehmen, wenn Dinge von Werth so leichtsinnig zerstört würden; wie sein Geldbeutel nun herhalten müsse, denn die zerbrochenen Stücke seien noch von ihrer Aussteuer; wie sie ein Recht habe sehr böse und sehr unglücklich zu sein, denn die Dessertteller seien auch entzwei, die sie von ihrer Freundin bekommen die mit den selbstgemalten Weinranken und Rosenknospen, die Frau Pastor noch neulich so bewundert habe. — Dann kam Hanne an die Reihe; die Frau hielt ihr in gedrängter Kürze die Uebersicht der Unthaten vor, die Hanne an Glas und Porzellan verübt. Aber Hanne war eine von denen, deren Mundwerksfertigkeit ebenso groß ist wie die Ungeschicklichkeit und Dummheit, die stets ein Widerwort bereit haben und besonders gern das Argument, „ich dachte" anführen. Sie sei's nicht „gewäsen", behauptete sie, aber die Kätel. Ein ganz reines Gewissen hatte das Kätchen auch nicht, wenn es auch schrie, es könne gar nichts dafür. Bei der Mutter verfing der beliebte Entschuldigungsgrund so wie so nicht, ihre Hand saß locker im Gelenk, und Käte schrie erst recht, sie solle e s immer gewesen sein, sie möchte am liebsten sterben, sie wollte, sie wäre schon todt. Sie hatte ein lebhaftes Ehrgefühl und die energische handgreifliche Zurechtweisung der Mutter in Gegenwart der anderen Leute kränkte sie über die Maßen. Die Mutter erschrak über die leidenschaftlichen Worte des Kindes, dem Vater thaten sie besonders wehe, und er nahm den Liebling in die Arme und trug das weinende Kind in den Garten. Das war der Mutter auch nicht recht. Daß sie das wilde Kind geschlagen, that ihr leid; sie war heftig und gereizt gewesen und fürchtete dem Kinde Unrecht gethan zu haben; aber daß der Vater das Kind nun liebkoste für die übermäßige Empfindlichkeit und Leidenschaft, schien ihr ungerechtfertigt. So war es nicht gerade wunderbar, daß der Mittagstisch nur eine Reihe ziemlich mißvergnügter Gesichter zeigte. Hannes Zorn war an den Speisen zu schmecken; und wenn es eine anerkannte Thatsache ist, daß ein gutes Mittag die gute Laune fördert, so ist es nicht mehr wie gerechtfertigt, daß ein schlechtes Essen dem üblen Humor nachhilft. Stumm und schnell war die Mahlzeit abgethan worden, nicht wie sonst blieben die Erwachsenen plaudernd beisammen, bis sie sich unter Scherzworten zum Mittagschläfchen, offiziell Lektürestunde genannt, gute Ruhe wünschten. Jeder ergab sich schleunigst der Einsamkeit. Mit dem ahnungsvollen Takte, der ihm eigen war, wo sein eigenes Wohl in Betracht kam, hatte Arthur sich fern gehalten. Auf dem obersten Treppenabsatz stehend, hatte er die Telleraffaire unbemerkt beobachtet; sie war ihm in seiner niedergedrückten Stimmung eine heimliche Genugthuung gewesen. Clementine hatte sich gleichfalls ferngehalten und nahm nach Tisch ihre unterbrochene Beschäftigung wieder auf; sie packte ihren Koffer. Danach nahm sie ein Buch, ging leise die Treppe herab und schlug sich feldwärts nach einem kleinen Wäldchen zu, das sie im Dorf den „Erlenpusch" nannten. Das Buch wollte sie dort noch auslesen, es gehörte dem Doktor, der es ihr geliehen und empfohlen, und bei dem Kindertrubel im Hause war sie kaum über die ersten Seiten des „wilden Jägers" gekommen. Die Junisonne lag leuchtend über der Gegend. In sanften Wellen hoben und senkten sich die Felder. In der weiten Ferne sahen ihre scharfen Augen die Umrisse der Gebirgsformen sich zart und klar vom blauen Himmel abheben; ein leichter Windhauch bewegte die grünen Aehren und trug den Duft blühender Akazien herüber. Vom Thurm der katholischen Kirche tönten die Glocken zur Nachmittagandacht. Clementine war ein Stadtkind; die Ruhe und Lieblichkeit des Sonntags im Freien that ihr wohl. Die Szenen des stürmischen Sonntagvormittags entschwanden ihrem Gedächtniß. Sie war noch gar jung und von glücklicher Gemüthsart, und ihr war feierlich und froh zu Muthe geworden. Aus ihrem halbträumerischen Wohlsein weckte sie eine Stimme auf. Der Feldweg war zu Ende und die zum Wäldchen führende Straße ging an einem Bauerngut vorbei. Am Hofzaun stand eine ältere Frau mit einem Strickzeug in der Hand. Das junge Mädchen kannte sie wohl, es war eine gescheidte Frau; Clementine mochte sie gern und blieb, den Gruß freundlich erwidernd, am Zaune stehen.

„Nu, Fräuleinchen, mon sieht Se jo gor ni meh," sagte die Frau.

„Wir haben viel zu thun gehabt mit der Taufe," erwiderte das junge Mädchen.

„Nu, se war wohl ooch sehr schien, gelt wos?"

„Sehr hübsch. Aber nun hat's am längsten gedauert, Frau Scholzen, morgen fahr' ich wieder weg."

„Nu, Se wäre doch ni?“

„Ich muß halt, Frau Scholzen.“

„Ach gehn's ack. Gefällt's Ihne ni meh bei uns, hä?“

„Gefallen thut's mir schon, aber es muß doch einmal geschieden sein. Adieu und lassen Sie sich's gut gehen, Frau Scholzen.“

„Freilein, thun Se mer noch'n Gefoln. Häben Se mer de Maschen uf un knippeln Se mer den Knute (Knoten) uf.“

„Gerne; geben Sie her.“

„Sehn Se, meine olten Oogen thun's ni mehr.“

„Sie sollten sich zur Ruhe setzen, Frau Scholzen.“

„Jo, ich mecht schun, oder (aber) da tumme Junge, da Juliussel, will jo ni heirathen, und ane Frau muß doch uf'n Hof sein. 's is an Elend mit die Kinder, wann sie gruß wären.“

„Da, Frau Scholzen, Alles in Ordnung.“

„Ihch dank' ok schien. Davor sull Se der liebe Gott ack einen schienen Mann beschären; gelt ja?“

„Damit ist's nichts, Frau Scholzen.“

„Oach, worum nich? Se sind doch an hübsches Mädel, und proper sind Se och und anen Knute ufknippeln kennen Se och.“

„Aber ich hab' kein Geld, Frau Scholzen, und dann bin ich auch zu böse.“

„Hä? Wer sogt das?“

„Fragen Sie nur meinen Bruder.“

„Nu da! Da Apotheker hot doch immer seinen Schpoß (Spaß). Des wiß ber jo.“

„Ich werd' gar nicht heirathen.“

„Wulln Se in a Kloster?“

„Ich bin ja nicht katholisch. Aber Krankenpflegerin will ich werden.“

„Nu, wann ihch krank wär, luß ihch Sie mer kummen, hären Se? Oder Se wären's wohl noch überlägen?“

„Ich glaub's nicht. Adieu Frau Scholzen.“

„Adje ock, Freilein.“

Die Alte sah ihr nach, wie ihre zierliche Gestalt hinter den Bäumen der Weidenallee verschwand. Clementine hatte eine Art, mit den Leuten in ihrer Sprache zu reden, auf einen Scherz zu antworten, auf den Leuten Interessantes einzugehen, die ihr die Herzen gewann. Die alte Scholzen schmunzelte: „Se is doch an hibsches, numpernes, halardes Mädel. Und 'sis schunt richtig. Wann de Mädels davun räden, daß se wulle Dakonissen wärn, do is da Liebste und de Heirath ni weit. Wer wärn's schun derläben!“ — — —

Im Apothekerhause waren des Nachmittags Kinder zum Besuch gekommen. Im Garten hatten sie getollt, hatten Stübchenvermiethen und Plumpsack, Versteckens und schwarzen Mann gespielt, allen Kummer vergessen und kamen nun zum Papa. „Papa, guter, einziger Papa! mach' uns die Schaukel an!“

„Da giebt's ein Unglück. Wird nichts draus.“

„Papa, ach aber Papachen! Oben mach' sie uns wenigstens an, wenn wir schon nicht im Garten schaukeln sollen. Die Mama ist ja dabei, sie ist oben bei Willichen.“

Käte setzte allemal bei dem Vater ihren Willen durch. Triumphirend hingen sich die Kinder an den Vater, zogen ihn die Treppe hinauf und beobachteten sehr sachkundig, wie der Vater die Schaukelseile an den Haken festknüpfte, nachdem er sich überzeugt, daß die Haken noch festsaßen. Seine Frau versprach Acht zu geben, daß sie nicht zu wild wären, und bald hörte er das fröhliche Jauchzen der Kinder, während er unten seinen Geschäften nachging. Nach einer geraumen Weile wurd' es still. Das fiel ihm nicht sonderlich auf; Kinder sind selten ausdauernd beim Spiel; sie mochten wohl genug haben und bei etwas anderem sein. Da kam seine Schwiegermutter auf ihn zu, blaß, verstört, wie er sie heut schon einmal gesehen. Ihm fiel die Szene wieder ein.

„Was hat Arthur?“ fragte er, mit einem gewissen Reuegefühl. Der Gedanke, daß der Knabe, der immerhin sein Gast war, durch den überreichlichen Genuß eines ihm zuwideren Getränkes ernstlich unwohl sein könne, war ihm unbehaglich.

„Faß Dich, Otto“ — dabei faßte ihn seine Schwiegermutter beim Arme, daß es ihm schmerzte. „Faß Dich, mein Sohn — Du bist ein Mann — ach, ich kann's gar nicht sagen.“

Das schien Ernst zu sein. Aber um was handelte es sich?

„Bitte, Mama, um Gotteswillen! Foltern Sie mich nicht. Elise — das Kind?“

„Nicht, nicht. Mimi — —“

„Sprechen Sie doch nur! Ist sie von der Schaukel gefallen?“

„Ich fürchte, so wird's sein. Ich höre sie hier unten lärmen, dann einen Fall — einen Schrei. Ich steige die ersten Stufen herauf — Sie wissen, bei mir geht das nicht so schnell — und rufe hinauf: „Elise, was giebt's?“ Da ruft sie mir herunter: „Mama, denke nur, Mimi —

Der Schwiegersohn hatte mit größter Ungeduld gehört; doch seine Schwiegermutter stand gerade vor der Thür und versperrte dieselbe mit ihrer imposanten Erscheinung.

„Was weiter?“

„Mimi — fassen Sie sich — sie hat das Kreuz gebrochen!“

Da schob er die starke Frau wie ein Kind zurück. Sie sank auf einen Stuhl und schluchzte: „das Unglück, das Unglück!“

Er aber verlor nicht die Besonnenheit, obwohl ein unbeschreibliches Weh ihm fast die Kehle zuschnürte. Das Dienstmädchen, das an ihm vorbeiwollte, hielt er zurück. „Du läufst sofort zum Doktor. So schnell Du kannst, hörst Du, so schnell Du kannst. Er möchte augenblicklich kommen. Ich lasse ihn bitten, sofort zu kommen, verstehst Du? Was stehst Du noch? Fort sag' ich Dir, so schnell Deine Füße laufen können.“ Seine Stimme klang heiser. „Ihch geh' ja schunt,“ brummte das Mädchen, zog es aber doch vor, möglichst schnell zu laufen. Der Herr hatte zu böse ausgesehen. Er aber war mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die reichste Dame der Welt dürfte wohl die Großfürstin Katharina von Rußland sein. Das riesenhafte Vermögen, welches einst Kaiserin Katharina II. und ihr einziger Sohn Paul zusammengetragen haben, ist nämlich, nach dem „B. T.“, da Kaiser Alexander I., ebenso wie sein Bruder Konstantin kinderlos war, zu gleichen Theilen auf die regierende Herrscherlinie und die Großfürstin Helene Paulowna, die Mutter der Großfürstin Katharina, übergegangen. Der auf letztere entfallende Vermögensantheil ist wohl kaum je einer genauen Taxation und Addition unterzogen worden, weil er zumeist aus großen Domänen und Güterkomplexen besteht, deren Einkünfte allein schon der Besitzerin geradezu märchenhafte Revenuen sichern. Großfürstin Katharina war vermählt mit dem 1876 verstorbenen Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, dem jüngeren Bruder des verstorbenen Großherzogs, und dieser Ehe entstammen die Herzogin Helene und zwei Söhne. Den jüngeren hat sie soeben auf die Universität Leipzig gebracht, wo er Staatswissenschaften studirt, nachdem der ältere Sohn ebenfalls dort und in Straßburg unter Leitung des Prof. Schmoller seinen Universitätsstudien obgelegen. In Mecklenburg, wo Großfürstin Katharina gewöhnlich ihren Herbstaufenthalt zu nehmen pflegt, hat sie ebenfalls große Besitzungen, u. a. gehört ihr der große Güterkomplex Remplin, aus dem Nachlaß jenes reichsten mecklenburgischen Gutsbesitzers stammend, von dem Fritz Reuter erzählt, daß er einige neunzig Rittergüter besessen haben soll, jedoch das hundertste nicht kaufen durfte, weil nur „Dorchläuchting“ allein hundert Güter im Lande besitzen dürfe. — Es ist in Petersburg bekannt, daß die Großfürstin von ihrem riesigen Vermögen einen sehr edlen Gebrauch macht, und namentlich viel für Wissenschaft und Kunst thut. Die Armen und Kranken finden bei ihr stets reichliche Unterstützung.

Ein rentabler Kauf. Der berühmte Pariser Hornist Vivier, der auch durch seine launigen Einfälle bekannt war, trat einst in ein Modemagazin. „Ich wünsche einen rothen Stoff,“ erwiderte er dem nach seinem Begehr fragenden geschmeidigen Kommis. — „Welche Art von Stoff und in welchem Preise befehlen Sie ihn?“ — „Das ist mir ganz egal, mir kommt's hauptsächlich auf die Farbe an.“ Der Kommis holt ein Stück Stoff nach dem andern hervor, Flanell, Tuch, Seide, Sammet, Brokat von allen Nuancen und allen Sorten. Endlich entscheidet sich Vivier für ein Stück Tuch in Scharlach. „Was kostet der Meter?“ — „Ein hundert und zwanzig Francs.“ — „Nun, dann geben Sie mir zwei Zentimeter, denn ich brauche das Zeug zum Frösche angeln.“

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.